



Erich Garhammer (Hg.)

Literatur im Fluss

Brücken zwischen Poesie
und Religion

ULRIKE DRAESNER

HARALD GRILL

THOMAS HÜRLIMANN

REINER KUNZE

SIBYLLE LEWITSCHAROFF

HUGO LOETSCHER

ANDREAS MAIER

PETRA MORSBACH

HANNS-JOSEF ORTHEIL

PATRICK ROTH

SAID

ARNOLD STADLER

VERLAG FRIEDRICH PUSTET

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	9
Einführung	11
<i>Hugo Loetscher</i>	
Die Sihlbrücke	15
Pons pars viae. Über Hugo Loetschers Brücken	19
<i>von Wolfgang Frühwald</i>	
<i>SAID</i>	
auf der brücke	27
„Nur wer an dir zweifelt sucht dich“.	
Bibeloesie und moderne Psalmdichtung	
aus muslimischem Geist bei SAID	29
<i>von Christoph Gellner</i>	
<i>Hanns-Josef Ortheil</i>	
Theodor-Heuss-Brücke, Mainz	37
„Wie nach einer zweiten Geburt“.	
Eine Brücke ins Schreiben von Hanns-Josef Ortheil	42
<i>von Erich Garhammer</i>	

<i>Ulrike Draesner</i>	
Wie das Deutsche sein Wesen treibt. Esel und Seele auf der Brücke der Sprache	51
Aus der „metaphysischen wettrecke der welt“.	
Ein literarisches Porträt von Ulrike Draesner	60
<i>von Michael Braun</i>	
 <i>Patrick Roth</i>	
Riverside	71
Über den Fluss. Patrick Roth und das Motiv der Wandlung	72
<i>von Michaela Kopp-Marx</i>	
 <i>Sibylle Lewitscharoff</i>	
Die Reise des Erzengels Michael auf der Donau	79
„Ich falte die Händchen und fliege nach oben“.	
Sibylle Lewitscharoff und ihre literarischen Wunder	87
<i>von Andreas Bieringer</i>	
 <i>Andreas Maier</i>	
Flaschenpost Evangelium	95
Auf der Suche nach dem richtigen Leben.	
Eine Einladung ins Erzählwerk von Andreas Maier	101
<i>von Christoph Gellner</i>	
 <i>Thomas Hürlimann</i>	
Das Unerhörte treibt mich an.	
Ein Gespräch mit Erich Garhammer	109
Verwandlung oder Veränderung.	
Religion im literarischen Kosmos von Thomas Hürlimann	113
<i>von Erich Garhammer</i>	

<i>Arnold Stadler</i>	
Psalm 90	121
Sehnsucht nach dem Glauben von einst.	
Die Psalmen als Sprachheimat von Arnold Stadler	123
<i>von Erich Garhammer</i>	
<i>Petra Morsbach</i>	
Gleichnisse, nichts als Gleichnisse.	
Eine Brücke in die Welt von Jean Paul	131
„Diener der bessernden Wahrheit“.	
Ein Porträt von Petra Morsbach	134
<i>von Michael Braun</i>	
<i>Jan Skácel</i>	
Dank	145
übertragen von Reiner Kunze	
Im Herzen barfuß. Eine Brücke in die poetische Welt	
von Reiner Kunze	146
<i>von Erich Garhammer</i>	
<i>Harald Grill</i>	
schönsee	155
Gehen lernen mit Harald Grill	156
<i>von Werner Schrüfer</i>	
Anmerkungen	163
Die Autorinnen und Autoren	174

Flaschenpost Evangelium

ICH HABE ERST ANFANG, MITTE ZWANZIG die Evangelien für mich entdeckt. Hätte ich am Beginn meines Philosophiestudiums das Matthäusevangelium gelesen, hätte ich es noch für die Rede eines Irren, die akademische Philosophie hingegen für eine recht sinnvolle und nachprüfbar und auf guten Gründen beruhende Sache gehalten. Jahre später fand ich dann die akademische Philosophie recht seltsam, und das Matthäusevangelium war eigentlich der verständlichste Text auf der Welt und der unmittelbarste Ausdruck von allem. Was war geschehen?

Erstens, ganz adiskursiv, war es das Erstaunen über so etwas wie das Matthäusevangelium. Ein bloßes Verblüfftsein, ohne weitere Worte. Natürlich kannte ich gewisse Passagen der Evangelien aus den früheren Gottesdienstbesuchen. Aber es ist schon ernüchternd, wie es damals für mich als Kind in der Kirche gewesen war, ich hatte es ja kaum ausgehalten. Schon dieser Singsang stets: „Wort des lebendigen Gottes“. Ich fand das lächerlich. Und die, die nach vorne kamen, um aus den Evangelien zu lesen, man merkte ihnen richtig an, wie sie sich vorbereitet hatten und nun gespannt waren und geradezu eine dienstmäßige Miene aufsetzten, wenn sie nach vorn gingen und eine andachtsmäßige Haltung einzunehmen versuchten. Wie in alten Filmen der Schrankenwärter, wenn der Zug kommt, eigens seine Dienstkappe aufsetzt und erst dann die Schranke umlegt. Und dann lasen sie Fragmente, und ich verstand die ganze Aufführung nie, noch mehr: Die einzelnen Passagen wurden mir dadurch kontaminiert, eigentlich verdorben, so wie mir die Beatles irgendwann verdorben waren durchs ständige Abgedudel im Radio, immer dieselben Stücke. (Das ging übrigens so lang, bis ich mir selbst, Jahrzehnte später, die späten Beatles-Alben gekauft habe, um sie am Stück, also

ganz, zu hören. Nun ist jeder Song an seinem Platz, nicht vorab ausgewählt durch eine Radioredaktion in ganz anderem Zusammenhang, und nun sind die Beatles die großartige Band, die sie einfach sind.) Also war der Gottesdienst für mich immer wortlautverhindernd. Indem die Worte der Evangelien benutzt wurden, wurden sie mir entzogen. So, wie es bei Thomas Bernhard in „Minetti“ heißt: Wir gehen in die klassische Literatur hinein, um von ihr verschont zu bleiben. (Im Original: „Die Menschheit flüchtet tagtäglich / in die klassische Literatur / denn in der klassischen Literatur ist sie unbehelligt“.)

Vielleicht ist es hilfreich, wenn man mal eine Weile, testweise, sei es für ein, zwei Tage, versucht, so wie Jesus im Matthäusevangelium zu reden. Nicht daß man sich mit ihm verwechsle, es geht nur um die Sprache, die Worte. Man lernt sie dann besser kennen, und vor allem merkt man, wie schroff sich ihre Benutzung anfühlt. Man begreift: Auf eine gewöhnliche, diskursive, lehrartige Weise begründet Jesus rein gar nichts. Man kann, würde ich sagen, nicht mit ihm reden. Es kommt einem ja auch ein sehr grober, sehr grundsätzlicher Mensch in Jesus entgegen. Familienbindungen: zählten hier nicht. Gesellschaftsordnung: Mit Jesus wäre nie Politik zu machen, nie eine Institution zu begründen (!), nie ein Vertrag zu schließen, nie eine Vereinbarung zu treffen im geschäftlichen Sinn. Ein Staat aus lauter Jesus-Gestalten würde innerhalb eines Augenblicks zu existieren aufhören, so wie das berühmte Fußballspiel bei Monty Pythons nicht zustande kommt (abgesehen mal vom Schluß, da fällt ja doch ein Tor). Jesus ist in unsere Welt nicht integrierbar, weil wir nicht in seine integrierbar sind, und *vice versa*.

All diese Härte wohnt Jesu Worten inne. Irgendwann begriff ich: Glaubenssprache kappt in gewisser Weise die Bindung nach außen ab, das macht sie zu dem, was sie ist. Sie ist adiskursiv. Und das ist kein Manko an ihr, sondern das Gegenteil. Ich meine damit nicht den theologischen Diskurs. Ich meine damit die ganz basalen Worte des Glaubens, die, in denen wir reden, wenn wir eben nicht gebildet reden und nicht intellektuell, nämlich daß es Gott gebe, daß er die Wahrheit sei, daß das Gute bei ihm liege und sonst nirgends etc.

Irgendwann in meinem Leben, da glaubte ich immer noch, nicht zu glauben, fiel mir auf, daß meine Sprache, natürlich auch unterstützt durch mein philosophisches Studium, ständig Umwege ging. Natürlich war ich damals noch auf der Pilatus-Seite (*quid veritas est?*). Und dennoch war das Wort von der Wahrheit ständig da, ich umschiffte es nur auf tausenderlei Weise, und so ging es mir auch mit anderen Worten, die ich aus meiner Sprache aussparte. Die größte Ausparung war natürlich das Wort Gott, das Wort, über das ich heute behaupte, daß es das einfachste, klarste und grundlegendste von allen ist. Meine sprachliche Matthäusevangeliums-Testphase bestand also auch darin, auch mal ein solches Wort wie Gott zu benutzen.

Es war wie bei einem chemischen Prozeß, wie bei einem Läuterwasser: Irgendwann kamen die Elemente an ihren Platz und wurden sichtbar. Meine Sprache, ich kann es nicht anders sagen, kam in Ordnung. Sie bekam dadurch natürlich auch etwas Apodiktisches. Früher hätte ich gesagt: Ich wurde dumm. Ich hörte nämlich auch ganz auf zu theoretisieren. Es war aber (natürlich dauerte der Prozeß eine Weile), wie wenn man für etwas, das man auf seinem Instrument spielt, endlich den richtigen, für einen passenden, unzweifelhaften Fingersatz findet. Man mag vorher über jedweden anderen, vielleicht auch schulbuchmäßigeren Fingersatz diskutiert haben – wenn man den richtigen gefunden hat, weiß man es sofort. Es stimmt dann einfach.

Im Nachhinein kommt es mir wie eine große Wende vor, sie vollzog sich aber zum einen ganz im Kleinen – und zum anderen hat sie an meinem Leben nichts, aber auch gar nichts verändert, nur an meiner Sprache und auch der Weise, wie ich auf den Wortlaut der anderen höre und was ich darin höre, hat sich etwas geändert.

Ich beschreibe hier nicht den Beginn eines Glaubens. Es geht mir um etwas ganz anderes, nämlich um das Problem, ob sich Glauben überhaupt sprachlich vermitteln läßt (wobei ich die Frage, ob das denn wünschenswert ist, mal dahingestellt sein lasse). Ich war nun also, sagen wir, dreißig und sprach in all den Wortlauten, die ich zehn Jahre vorher ziemlich seltsam gefunden hätte. Zehn Jahre zuvor hätte

ich über mich zehn Jahre später gesagt: Mann, wieder so einer, der es sich irgendwann einfach total einfach gemacht hat.

All die leeren Worthülsen, Worthülsen der *anderen*, als die mir Evangeliumsätze in meinen frühen Jahren, besonders als Kind, vorgekommen waren, waren plötzlich reiche Sätze, sie trugen plötzlich das Wichtigste in sich, und es konnte auch nur auf diese Weise gesagt werden. Keinerlei Explikation durch andere, keinerlei Wortanreicherungen haben dazu geführt, daß mir diese Worte aufgingen, es lag auch nicht daran, daß ich von ganz einfachen Leuten als Exempel eine ganz einfache, glaubhafte und überzeugende Glaubenssprache vorgelebt bekommen hätte (obwohl ich solche Menschen natürlich kennengelernt habe), all das war es nicht.

Selbst sehr schwierige Probleme wie etwa jenes Skandalon schlechthin, die Auferstehung vom Kreuz, haben sich für mich entproblematisiert. Wenn mich Menschen fragen, ob ich an die Auferstehung Jesu glaube, sage ich ja. Wie ich dann teils angeschaut werde! Eben noch hatten sie mich für einen vernünftigen Menschen gehalten, jetzt bin ich für sie in die totale Glaubensecke abgerückt, unter die Leute, die einen spinnerten Geheimglauben haben, bei dem mit dem Unwahrscheinlichsten zu rechnen ist.

Ich pflege dann aber immer zu sagen, daß ich für das wesentlich größere Skandalon, und auch für das Unwahrscheinlichere halte, daß unsere Existenz sich in Raum und Zeit und unter gewissen naturwissenschaftlichen Regeln abspielen soll. Das kommt uns allen zwar so vor, mir auch, aber *glaube* ich daran? Ich habe nie an die Zeit geglaubt, an den Raum auch nicht. Dafür habe ich immer meinen Engel des Solipsismus an meiner Seite gehabt, um mich vor so etwas zu schützen. Ich halte, kurz gesagt, die Auferstehung Christi für das viel Einfachere als diese ganze Konstruktion aus Raum, Zeit, Linearität und Gesetzmäßigkeit, an die vielleicht ja sogar niemand im Kern seines Wesens glaubt. Wo ist also dieses Kontinuum, das Christi Auferstehung angeblich so skandalös durchbricht? Ich habe damit, kurz gesagt, keine Probleme.

Vielleicht gibt es ja gar keinen Unterschied, ob ich es mir in der Sprache schwer oder leicht mache?

Zurück zum Thema, läßt sich Glauben sprachlich vermitteln? Mir haben sich die Texte der Evangelien vermittelt, das ja, aber hauptsächlich durch sich selbst, sozusagen am Ende aller Theorie. Einmal habe ich sie in ihrer Rätselhaftigkeit (zuerst erscheinen sie ja sehr rätselhaft, bis eben dann alles andere viel eher rätselhaft erscheint) mit einer Flaschenpost verglichen, die eben durch jene Rätselhaftigkeit und Apodiktizität wenigstens unangetastet durch die Jahrhunderte kommt, unberührt vom Einspruch der Menschen.

Dennoch sage ich, in meinem Leben hat sich nichts verändert. Und das wird nun das etwas merkwürdige Fazit: Mein Glauben war früher derselbe wie heute, er hat sich nur nicht so geäußert. Ich hatte eine andere Sprache, war aber doch derselbe. Denn damals war ich derselbe, der ich heute bin (wie gesagt, Raum und Zeit sind hier eher bloß akzidentiell). Kurz gesagt, nach allem, was ich weiß, macht es keinen Unterschied. Das Merkwürdige und mein Fazit ist nun Folgendes: Ich höre bei anderen zwar auf das, was sie sagen, aber es ist mir gleichgültig geworden, ob jemand in Glaubenssprache spricht oder nicht. Natürlich nicht völlig gleichgültig. Der Atheist hat sprachlich immer einen Vorsprung dem Glaubenssprachlichen gegenüber, so wie jedweder Skeptizismus immer einer affirmativen Philosophie einen Schritt voraus ist, das ist klassisch. Bei Skeptizisten ist für mich manchmal, wie soll ich sagen, der psychohygienische Haushalt hörbar. Das macht sie mir manchmal unangenehm. Aber grundlegend gesagt: Ob ein Mensch ein Glaubender ist, mache ich längst nicht mehr von seinen eigenen sprachlichen Zeugnissen abhängig. Ich kenne viele Christen, die Glaubenssprache benutzen, und sie sind für mich überhaupt keine Glaubenden. Ich kenne viele Menschen mit materialistischem oder skeptizistischem Vokabular, die glasklar glaubende Menschen sind, auf Gott unabweisbar bezogene Menschen, obgleich sie das nicht nur nicht wissen, sondern, eben aufgrund ihrer anderen Sprache, auch jederzeit von sich weisen würden.

Durch Sprache, glaube ich also, kann kein Mensch zum Glauben gebracht werden, höchstens zur Sprache des Glaubens. Glaube hat mit Sprache möglicherweise gar nichts zu tun. Vielleicht ist ja schon das Wort „Glauben“ falsch und setzt etwas Falsches, eine Art Be-

kenntnis im Wort (also ein wörtliches Bekenntnis wie bei einer Vereidigung, wie bei etwas Initiationshaftem), voraus. Ich meine stattdessen stets dieses unzweifelhafte „auf Gott bezogen sein“. Die einen sind es, die anderen nicht. Ich war es offenbar immer (auch wenn ich es früher nicht Gott genannt hätte), und da ich immer den Engel des Solipsismus bei mir hatte und wohl immer noch in jenem Schattenreflex per Analogie auf andere schließe, so kann ich mir eben auch bei allen anderen nur eben jene Grundbezogenheit oder das Gegenteil davon vorstellen. Wobei ich letzteres, wenn ich es mir recht überlege, eigentlich gar nicht kenne, weil es in meiner Welt nie vorkam.

Auf der Suche nach dem richtigen Leben

Eine Einladung ins Erzählwerk von Andreas Maier

von Christoph Gellner

„Irgendwann habe ich damit angefangen, mir die Verwendung des Wortes Gott zu gönnen. Wenn man sich dieses Wort verbietet, hat man extreme Schwierigkeiten, bestimmte Dinge zu sagen. Aber dass uns der liebe Gott als ein guter Kerl vorgestellt wird, das verüble ich den heutigen Priestern und ihren Predigten in höchstem Maß. Es darf nicht sein, dass wir das Wort Gott nur verwenden, um uns gegenseitig zu versichern, dass wir alle schon irgendwie gut und richtig seien ... Wenn ich von Gott spreche, weiß jeder, dass etwas gemeint ist, das außerhalb von uns liegt“¹, diese Aussage aus einem ZEIT-Gespräch wird häufig zitiert. Mit Gott gönnen meint Maier allerdings keinen bekömmlichen Gott einer Gourmet-Gesellschaft, sondern den Mut, das eigene Leben auf seine Existenz zu bauen. Davon ist auch der Text *Flaschenpost* grundiert.

1967 in Bad Nauheim geboren und in Friedberg aufgewachsen, studierte Maier in Frankfurt Literaturwissenschaft, Philosophie sowie klassische Philologie und promovierte über die Prosa Thomas Bernhards. Seit seinem Debütroman *Wäldchestag* (2000) ist er einer der aufregendsten Schriftsteller der Gegenwart geblieben (so Sven Hanschek in der FR), gerade was religiös-theologische Fragestellungen anbelangt.

Traktat über den Weltzustand

Im Zentrum von *Kirillow* steht eine Frankfurter Studentengruppe um den 22-jährigen Julian Nagel, Sohn eines hessischen Landtagsabgeordneten aus dem Taunus. Abgrundtief ernst und verzweifelt komisch werfen diese Sinnsucher und Kneipenschwätzer im Tabaksqualm und Alkoholnebel die großen Fragen auf: nach dem Sinn des Ganzen, der Existenz Gottes und dem richtigen Leben im falschen. Der absatzlose Redestrom würde kein Ende nehmen, wenn er nicht immer wieder in ein „etcetera“ mündete. Doch Wahrheit, oder was man dafür hält, wird in ihrem überspannten Schwadronieren und Philosophieren genauso zur Unkenntlichkeit entstellt wie das obscure Manifest eines gewissen Andrej Kirillow – der Name verweist auf Dostojewskis *Dämonen* (1871/72) –, seine Kritik am monströsen Massenkonsum wird von einigen des Deutschen kaum mächtigen deutschrussischen Migranten eingeführt: „Die Menschheit funktioniert wie ein Krebsgeschwür, und ihr Wachstumsauslöser ist das Streben nach Glück und Wohlbefinden“². So interpretiert zumindest Julian diesen zeitweise im Internet kursierenden „Traktat über den Weltzustand“, wörtlich zitiert wird daraus kein einziges Mal und der geheimnisvolle Kirillow tritt im Buch selber nie auf. Über seinem Schreibtisch, so erzählt man sich, soll die Titelillustration von Hobbes *Leviathan* (1651) hängen, die einen Staatsleib aus Menschen zeigt – nicht von ungefähr fehlt ihr auf dem Buchumschlag von Maiers Roman der Kopf: Ausdruck der Kopflosigkeit der unendlich vielen Funktionsmechanismen, in die Maier die Menschheit unentrinnbar verstrickt sieht.

Im ZEIT-Gespräch sprach er von einer „systemischen Schuld“, die etwas mit der biblischen Erkenntnis zu tun habe, „mit dieser Urschuld, mit der Vertreibung aus dem Paradies“: „Schuldig werden wir durch die vermittelnden Systeme, durch Sprache, Technik, Zivilisation. Insofern wir zivilisatorische Wesen sind, steckt in uns etwas Grundfalsches.“

Wahrheit, Glaube und Sprache

Vor allem der schweigsame Frank Kober und Julians Schwester Anja weisen über das wortreiche Gerede hinaus: Ihr karitatives Engagement für die alte, pflegebedürftige Frau Gerber entfaltet eine solche Attraktivität, dass bald alle jungen Leute um Frau Gerbers Bett herumsitzen, was belegt, dass „Wahrheit mit Sprache überhaupt nichts zu tun hat“³.

Kaum zufällig begegnet diese Maier-These auch in seinen Frankfurter Poetikvorlesungen *Ich* (2006), als deren Fortschreibung sich *Flaschenpost Evangelium* liest: „Wahrheit ist dem Gefühl näher als der Sprache, und der Glaube ist es auch.“⁴ Ein aufschlussreiches Mailgespräch zwischen Julian und Jobst verdeutlicht: „Die menschliche Sprache ist die Sprache des Pragmatikers, des Wollens, sie dient nicht der Wahrheit, sondern dem bloßen Überleben. Alles Nicht-Pragmatische hat die Sprache in den Glaubenssektor hineingesperret: die Glaubenssprache ist das einzige, was ‚durch einen hindurchschaut‘ – wie der leere Blick des Gekreuzigten unweit von Frau Gerbers Krankenhauszimmer, der ‚einem gerade nicht Angst machen‘⁵ will, wie Julian betont, ‚da hängt die Wahrheit‘ –, ‚das einzige ohne Richtung, ohne Fortschritt, Zeit, Wachstum, das einzige ohne Wollen, kurz: sie formuliert alles das, was in der Welt der Menschen, der Welt der Richtung, des Fortschritts und des Wachstums nicht vorkommt.“⁶

Wir sind hier im Zentrum von Maiers am Neuen Testament und an Dostojewskij orientiertem Literatur- und Wirklichkeitsverständnis: Das Matthäusevangelium ist für ihn der wichtigste Text, weil es „eine erschöpfende Analyse dessen“ darstellt, „warum wir falsch sind und warum wir dadurch schuldig werden ... wenn wir uns im Matthäusevangelium wiederfinden, dann immer nur auf der Seite der Hohepriester, immer nur auf der Seite des reichen Edelmanns, immer auf seiten der Kleingläubigen, der Rechthaber, der Schriftgelehrten und Sophisten. Also auf seiten derer, die sich verteidigen, die verteidigen, was sie haben, als sei das recht, die verteidigen, was sie sind, als sei das richtig ... Die Wahrheit ist, dass wir falsch sind und richtig

sein könnten und falsch allein kraft unseres eigenen Entschlusses, oder nennen wir es Trägheit, sind. Die Wahrheit ist, dass wir uns alle als moralische Wesen darstellen, aber faul sind, roh, verschlagen und brutal noch in den unbeachtetsten Momenten.“⁷

Zwischen Gottvergessenheit und neuer Sehnsucht nach Religiös-Spirituellem

Noch weiter aus der Deckung wagt sich Maier in seinem Roman *Sanssouci*: Wie sein vielgerühmter Erstlingsroman setzt die Handlung mit einem Todesfall ein, über den die unterschiedlichsten Meinungen, Mutmaßungen und Gerüchte kursieren: Der hessische Filmmacher Max Hornung ist unter ungeklärten Umständen verunglückt und wird in seiner Heimatstadt Frankfurt beerdigt; der westdeutsche Regisseur hatte eine so erfolgreiche wie umstrittene Vorabendserie gedreht, die Potsdam einen zur Kenntlichkeit entstellenden Spiegel vorhielt. Vertreter aus Politik, Kultur und alternativer Szene bemühen sich, mit Gedenkveranstaltungen den Ruhm des Frühverstorbenen für sich zu verwerten. Der Roman folgt den als Trauergästen versammelten Bekannten und Freunden Hornungs zurück ins Zentrum ostdeutscher Provinz. Da ist, neben einigen Ostaussiedlern, das irrlichternde Zwillingsspärchen Heike und Arnold, das säuft, Ärger sucht, sich inzestuös und lasziv gebärdet – möglicherweise sind sie Kinder Hornungs, allenfalls wurden sie sexuell missbraucht. Da ist vor allem Merle Johansson und ihr Sohn Jesus, eine herzenskalte Biomutter und fanatische Veganerin, die ihr Kind gleichzeitig verpöppelt und vernachlässigt, dabei erhält sie sowohl von Hornung als auch seinem Freund Christoph Mai Unterhaltszahlungen. Erneut schwanger, hat die ganz auf sich selbst bezogene Ökoschickse, die als Domina ausgefallenen Sexpraktiken nachgeht, bereits ihren nächsten ahnungslosen Alimenten-Goldesel im Visier ... Sie alle haben ihre dunklen, abgründig verschwiegenen Seiten – so wie in den geheimnisvollen Kelleranlagen unterhalb des Schlossparks von Sanssouci verzweifelt-hoffnungsvolle wie lustvoll-perverse

Passionen geschehen, gewerweißt wird über ominöse Sadomaso-Orgien, zudem finden sich Hinweise auf skurrile Kulthandlungen des in Heike verliebten bulgarischen Gottsuchers Grigorij ...

Das „große Durcheinander“ der Stimmen, das dem Roman entsprechend dem biblischen Motto aus Apg 19,32 als Grundmelodie zugrunde liegt, dient der Darstellung der Dämonie der Gegenwartsgesellschaft. Mit die sympathischste Figur in diesem hochkomplexen Spiel um das richtige Leben in unserer heutigen Welt ist der Russlanddeutsche Alexej, Mönchsnovize eines russisch-orthodoxen Klosters, der eine kritisch-erhellende Außensicht auf die hiesigen Plausibilitäten wirft: „Den Konsum und die Schnelligkeit, mit der alles in Deutschland vonstatten ging, hielt er, mit einem Wort, für gottlos ... Alexej fand im Leben auf dem russischen Land eine größere Wahrheit und eine größere Gottesnähe als im Leben hierzulande ... man sprach fast nie über die Familie, dafür unterhielt man sich über Fernsehen oder Politik und dergleichen. Politik hatte aber nichts mit Wahrheit zu tun, sondern mit Steuern, Straßen, Konsum, Wirtschaft ... von allem war Geld die Grundlage. Auf dem russischen Land dagegen funktionierte das Leben fast ohne Geld. Als Zuhörer war er verständnisvoll, aber bisweilen zeigte sein Gesicht Mitleid, wenn die anderen zu viel redeten und sich deshalb ständig verwirrten. Er begriff, dass die meisten Menschen überhaupt nicht wussten, warum sie auf der Welt waren. Sie hatten keine klare Idee und spürten keine Wahrheit in sich.“⁸

Kein Wunder, dass selbst noch das zynischste Bewusstsein sein Bedürfnis nach Einfachheit und Klarheit auf diese Lichtgestalt projiziert: „Er strahlte so etwas aus, wisst ihr, wie ein Licht in einer dunklen, schummrigen Kammer. Geradeso wie ein Licht vor einem Heiligenbild in einer Kirche.“⁹ Alexej verkörpert das, wofür der scheinbar gänzlich aus der Zeit gefallene Leitbegriff des *Insichvollendetseins* steht: „Heike war über den Fund des Wortes in einem alten Duden verblüfft und fand bemerkenswert, dass dieses Wort im Duden genauso selbstverständlich erschien wie etwa *Brot* oder *Milch*.“¹⁰

Im Gebet wird Alexej regelmäßig von „einer Liebe zu allen Dingen und einer Dankbarkeit für die Richtigkeit dieser Dinge, auch der

Steine, auch der herumliegenden Papierfetzen, durchströmt“¹¹. Doch während Alexej Glück nur als eine „Art tiefer Dankbarkeit“ verstehen kann, ist dies Merle Johansson gerade verwehrt: „Sie spürte Glück und Zufriedenheit, aber Dankbarkeit verspürte Merle Johansson nicht. Dieses Gefühl war ihr fremd, überdies hätte sie gar nicht gewusst, für was und vor allem wem sie dankbar sein sollte.“¹²

Wohltuend-befreiende Grundlosigkeit

Mit den am Luisenplatz herumlungern den Bettlern, Säufern und Obdachlosen evoziert Maiers Potsdam-Roman eine ganz eigene „Daseinsmelodie“¹³: ein Leben ohne angstbesetzte Sorge (sans souci), entsprechend der von Jesus gepriesenen, weil ganz im Hier und Jetzt lebenden Vögel (Mt 6,26). Der einarmige „Evangeliumshorst“ bezeichnet sie als „Wort Gottes“: „die Vögel sendet uns der Himmel als Zeichen dafür, dass wir so sein sollen“¹⁴, lesen wir. Wie schon des späten Heinrich Bölls Sympathie den sich der Wohlstands-, Konsum- und Überflussgesellschaft entziehenden ‚Leistungsverweigerern‘ galt – Schlüsseltext ist Bölls Nobelpreisroman *Gruppenbild mit Dame* (1971) –, rückt Andreas Maier diese „Champions der Bedürfnislosigkeit“ bewusst in eine Nähe zum Matthäusevangelium: „Sie, die wieder wie die Kinder wurden oder vielleicht immer so geblieben waren, und die das Bier ernährte, obgleich sie nichts dafür gesät und auch nichts geerntet hatten. Die niemals einen Krieg machten und andererseits auch das Krankenhaus und die Sozialkasse vollkommen verweigerten und damit alle Argumente, die Jesus Christus jemals im Mund geführt hatte, auf ihrer Seite hatten.“¹⁵ Für den deutschrussischen Gärtner Ludwig Hofmann ähneln sie „den unschuldigen Tieren, die aus dem Paradies stammten und es nie verlassen hatten. In ihnen war etwas rein Reflexhaftes, das an Menschen kaum erinnerte, vor allem, weil es nichts von dem wollte, was Menschen gemeinhin wollen. Und vor allem wollte es keine Fürsorge. Weil ja alles da war.“¹⁶

Keine Frage, dass dieses alternative Gegenbild eines von Zielen und Zwecken befreiten Da-Seins, das ohne ein Warum und Wozu

auskommt, zutiefst christlich fundiert ist. Nirgendwo wird dies deutlicher als in dem Buch, das Andreas Maier zusammen mit seiner Frau, der katholischen Theologin und Meister-Eckhart-Spezialistin Christine Büchner, geschrieben hat: *Bullau. Versuch über Natur* (2006). Pointiert werden darin zwei Existenzweisen gegenübergestellt: Menschen, insofern sie handeln, kaufen, streben und ihre Taten rechtfertigen, ihren Handel, ihren Verkehr, ihr Wachsen – und Menschen, die (wie Ehrenpreis, Singvogel und Sonnenuntergang) einfach sind, singen, blühen, leben, welken und sterben. Für dieses grundlose Existieren ohne Worumwillen wird aus einer Predigt Meister Eckharts zitiert: „... wie Gott wirkt, so auch wirkt der Gerechte ohne Warum; und so wie das Leben um seiner selbst willen lebt und kein Warum sucht, um dessentwillen es lebt, so auch kennt der Gerechte kein Warum, um dessentwillen er etwas tun würde.“¹⁷ Die große Krankheit der Menschen besteht offensichtlich darin, die Welt nicht sein lassen zu können, wie sie ist.

Heimat-, Gesellschafts- und Menschenkunde

„Wie die Sprache unter Menschen funktioniert, und wie viele ihrer Lügen durch Sprache gedeckt werden, haben mich offenbar schon ziemlich früh interessiert“, konstatierte Andreas Maier 2003 in seiner Mainzer Poetik-Dozentur, „ehrlich gesagt hat es mich schon ziemlich früh abgeschreckt“¹⁸. Seit 2010 legte der inzwischen 46-Jährige die ersten drei einer auf insgesamt 11 Bände angelegten Heimat- und Familiensaga aus der Wetterau vor, die autobiografisch zu Urszenen seiner eingeschnürten Kindheit und Jugend zurückkehren. Sie zeichnen das bedrückende Panorama der scheinbar noch fest in überkommenen Regeln und Ritualen verankerten Bundesrepublik der 1960er/1970er-Jahre mit ihrem naiven Fortschrittsglauben, der in Friedberg und Bad Nauheim in Gestalt einer Maier zutiefst verhassten Ortsumgehungsstraße sichtbar wurde. Sie dient ihm als titelgebende Chiffre einer unaufhaltsamen Heimatertrümmerung, die er ohne nostalgische Idyllisierung als hellichtig-pessimistische Ver-

lustgeschichte erzählt: die Natur – zubetoniert, die Wirtshäuser – geschlossen oder von Schließung bedroht, der Dialekt – nicht mehr verstanden.

Der jüngste Band *Die Straße* (2013) erinnert Grauen und Gewalt an der Schwelle zur Pubertät, der hochsensible „Problemandreas“ ekelt sich vor der „heimeligen Gemütlichkeit“ der Elternwelt. Er sei „ja in einem katholischen Haushalt aufgewachsen, mit allen Konsequenzen“¹⁹, gestand Maier in einem Interview. Über Geschlechtliches war dort unverblümt nicht zu sprechen, diese Sprachlosigkeit führte zu einer extremen Fixierung auf das nicht zur Sprache Gebrachte: „So war die sprachliche Welt meiner Eltern ein ganzes Leben eine Welt ohne Beischlaf, und ich spürte, wie durch die totale Abwesenheit dieses Wortes (oder seiner Umschreibungen) dieses Wort totale Allmacht über sie hatte.“²⁰ Zugleich wirft er einen kritischen Blick auf die einsetzende Durchsexualisierung unserer Lebenswelt samt ihren neuen Medienklischees: „Vielleicht machte man später Petting nur, weil man in der Bravo davon erfahren und dann jahrelang davon geträumt hatte.“ Auf die Fortsetzung dieses ambitionierten erzählerischen Großprojekts darf man gespannt sein, hat Maier doch schon angekündigt, dass „irgendwann der Teufel und als Abschluss der liebe Gott“²¹ folgen.